

Das ist das Ende.

Es herrscht Ruhe im Raum. Sie schweigt. Er schweigt. Und ich sowieso. Ich kann nicht klar denken. Oder doch? Ich will das nicht. Das geht so nicht. So war das nicht geplant. Das ist Verrat. Verrat an unserer Idee. Das ist die Zerstörung meines Lebenstraums.

Dabei hatten wir doch einen Waffenstillstand vereinbart. Bis Ende Jahr. Das war der Vorschlag des Psychologen. Und jetzt das. Meine Frau wiederholt ihren Wunsch nach einer eigenen Wohnung. Nach 25 Jahren Zusammenleben. Und der Therapeut schweigt. Das ist Vertragsbruch. Das ist die Scheidung. Jetzt ruhen sie nicht mehr, die Waffen.

Waffen? Ich habe ja gar keine. Wie ich mich auch entscheide, es ist falsch. Wenn ich sie gehen lasse, widerspricht das meinem innersten Wunsch. Und wenn ich sie nicht gehen lasse? Nun, das kann ich gar nicht.

Und kommen Sie mir jetzt bitte nicht mit «Das ist doch auch für Sie eine Chance». Das kann ich nicht mehr hören.

Meine Frau betont zwar, dies sei nicht das Ende unserer Beziehung, und auch nicht unserer Ehe. Aber der Anfang vom Ende, denke ich. Jedes Paar, das sich räumlich trennt, trennt sich früher oder später auch vollständig. Ist doch klar.

Und dann überfällt mich diese Angst. Was ist, wenn da plötzlich ein Anderer dasteht und meine Frau merkt, dass sie noch etwas anderes will im Leben als mich?

Das werde sicher nicht passieren. Und sowieso, es könnte ja umgekehrt auch mir passieren. Eine andere Frau. Blödsinn, denke ich. Ihre Worte vermögen mich nicht zu beruhigen. Die Angst bleibt.

Und es bleiben auch die Selbstvorwürfe: Es ist alles meine Schuld. Ich bin zu dominant. Ich bin zu laut. Ich lasse ihr keinen Platz zum Atmen. Deshalb muss sie ausziehen. Dann hat sie Raum. Und merkt, dass sie ohne mich glücklicher ist.

Stimmt alles so nicht, versichert sie mir. Es gehe vor allem um sie selbst. Ja, ihren Raum, ihr Leben, ihre Familie. Und sie habe ebenso viel Angst wie ich. Toll, das hilft. – Aber Sarkasmus bringt mich jetzt auch nicht weiter.

Die Therapiesitzung ist zu Ende. Wir fahren nach Hause. Eine Stunde lang kein Wort. Meine Wut wächst. Ja, dann mach doch. Such dir eine Wohnung. Ich werde dir das Budget schon vorgeben. Mal schauen, was du dafür findest. Mir doch egal. Du willst es ja so. Aber ich rühr bestimmt keinen Finger.

Zuhause angekommen ab ins Schlafzimmer. Türe zu. Und dann der Zusammenbruch, der Weinkampf. Nein, nein, und nochmals nein. Eine räumliche Trennung ist immer der Anfang vom Ende einer Beziehung. Immer. Aber ich will nicht ohne dich leben. Und kann nicht. Alles ist vorbei. Alles umsonst. Alles schwarz.

Angst. Angst vor dem endgültig verlassen werden. Angst vor dem Alleinsein. Und dann wieder die undefinierbare unendliche allumfassende Angst.

Wann kommst du endlich zu mir und tröstest mich. Wobei, was bringt jetzt Mitleid? Es liegt jetzt alles nur noch an mir, bei mir allein. Allein. Selbstmitleid, unendlich.

Mit der Erschöpfung kehrt auch langsam die Ruhe ein. Dumpf, in Watte gepackt. Klare Gedanken, unmöglich. Das kann doch nicht sein. Warum ich? Was hab ich falsch gemacht? Es ist meine Schuld.

Wir wollten doch zusammen alt werden. Das hatten wir so ausgemacht. Und jetzt? Gilt das alles nichts mehr? Null und nichtig?

Meine Gedanken drehen sich im Kreis. Wiederholen sich. Endlos.

Es gibt jetzt nur noch eins. Ich muss meinen besten Freund anrufen. Nur er kann helfen.

Und er bringt's wie immer auf den Punkt. Du hast zwei Möglichkeiten: «Entweder willst du, dass es deiner Frau gut geht. Oder du willst, dass es ihr schlecht geht. Der Hauptgrund für den Wunsch nach eigenen vier Wänden ist sie selber. Sie sieht darin die einzige Möglichkeit, sich zum Positiven zu verändern. Und wenn du willst, dass ihr das gelingt, dann unterstützt du sie. Wenn nicht, dann lass sie hängen.»

Eine klare Aufgabenstellung: Entscheide dich zwischen zwei konkreten Verhaltensweisen. Der Nebel ist weg. Ich sehe klar. Ich liebe diese Frau. Ich will, dass es ihr gut geht. Also helfe ich ihr. Einen einfacheren kausalen Zusammenhang gibt's ja nicht.

So einfach die Theorie, so schwierig die Praxis. Aufstehen will ich am nächsten Morgen eigentlich nicht. Liegenbleiben schon gar nicht. Was soll ich nun tun? Helfen ist ja gut und recht. Aber ich kann ihr doch nicht alles abnehmen. Zum Selbständigwerden gehören auch unangenehme Dinge. Also jetzt, such dir eine Wohnung. Ich zeig dir wie und wo. Aber dann bitte du.

Ich kann's dann aber doch nicht lassen. Und mache das, was ich am besten kann: ich organisiere. Ich suche selber nach Wohnungen. Und merke bald, dass meine Budgetvorgabe den Ansprüchen nicht standhält. Egal. Weiter-suchen.

Fünf Tage nach dem Knall haben wir zwei Besichtigungen. Wir. Wieso bin ich eigentlich dabei? Die erste Wohnung ist ganz in Ordnung. Die zweite ist es. Hier, sagt meine Frau, könnte sie sich wohlfühlen, geborgen.

Ich rechne. Das geht schnell. Ebenso schnell müssen wir reagieren, wenn wir diese Wohnung wollen. Zwei Stunden später ist klar: Meine Frau hat eine eigene Wohnung. Soll ich mich darüber jetzt auch darüber noch freuen?

Mir wird schlecht bei dem Gedanken. Es ist die Vorstellung, dass ich es mir nicht vorstellen kann. In einer Ehe wohnt man doch zusammen. Nein, jetzt nur nicht dieses «man». Dieses «man», mit dem ich von meinen Eltern erzogen wurde. Die Antwort auf die Kinderfrage «Warum...» war immer: Weil man es so und so macht. Weil es so und so ist.

Und jetzt verfalle ich selber in dieses Denkmuster: In einer Ehe wohnt man doch nicht getrennt. Nach 25 Jahren Zusammenleben zieht man doch nicht auseinander. Man wohnt zusammen.

Keine zwei Monate später ist Umzugstermin. «Man» stelle sich das mal vor! Aber dabei helfe ich dann nicht auch noch, und tue es auch nicht. Aber jetzt wird ausgeräumt. Die Haustüre steht offen. Ein kühler Novemberwind bläst durchs Haus. Und mir ist wieder schlecht.

Dann Türe zu. Und Stille. Genau die Stille, vor der ich mich so gefürchtet hatte. Wo ist das Leben im Haus, wenn meine Frau weg ist? Wie fülle ich diese Leere?

Es waren dann nicht die ersten Tage die schlimmsten. Aus dem einfachen Grund, weil ich so viel organisieren musste und wollte. Technik, Handwerk, Administration, und so weiter. Meine Frau war froh um die Hilfe.

Die schlimmste Zeit kam, als alles organisiert war. Als es für mich nichts mehr zu tun gab. Komm doch auf einen Espresso! Doch ich lehnte dankend ab. Ich fühlte mich nicht wohl in dieser, ihrer Wohnung. Und das hielt sich eine lange Zeit so. Ich fand dort keine Ruhe. Hatte nichts zu tun. Hatte dort nichts zu suchen.

Dafür gelang es mir allmählich, mich bei mir zuhause umzusehen und die Dinge zu ordnen, nach meinen Vorstellungen. Natürlich mussten erst noch einige Dinge weg, was die Leere noch vergrößerte. Aber dann schaffte ich neue Wohnlichkeit. Ganz langsam, fast unmerklich.

Und ich begann auch zu genießen. Laut Musik hören. Nur noch meine Fernsehsender schauen. Aber reicht das? Ich war allein. Allein kochen. Allein essen. Allein eine Serie schauen. Allein schlafen. Allein aufstehen. Gottseidank war unser Hund noch bei mir.

Und ich spürte schmerzlich, wie wenig Freunde ich hatte. Und wie wenig das Telefon klingelte.

Aber war das nicht ich? Hatte ich es nicht so am liebsten?

Und unbestrittenermaßen hatte das Nicht-mehr-Zusammenwohnen auch einen Vorteil: Wir sahen uns nur noch, wenn wir es auch wollten. Wenn wir es beide wollten.

Gemeinsame Spaziergänge mit unserem Hund. Einen Kaffee da. Ein Abendessen dort. Schönwetter also?

Mitnichten. Bei mir schlichen sich Rituale ein: TV und Wein. Und das immer früher am Nachmittag. Beides Ablenker. Beides Überdecker. Tagelang. Wochenlang.

Als nicht mehr Arbeitstätiger musst du wieder eine Aufgabe haben, sagten mir Freunde. Aufgaben? Bücher lesen, Kunst erforschen, Kochen. Das alles wirkt aufgesetzt, weil von mir nicht richtig gewollt. An den Haaren herbeigezogen. Das alles reicht nicht.

Ein Buch schreiben, das wollte ich doch bereits in der Mittelschule. Nur wusste ich nie, worüber. Und weiss es auch heute noch nicht. Für einen autobiografischen Roman gibt mein Leben zu wenig her. Und an Ideen mangelt's auch. Ich hab wohl einfach nichts zu sagen.

Mit dem selbst auferlegten Ende des Alkoholkonsums kamen die verdrängten Gefühle hoch. Vom Verlassen sein über Selbstzweifel bis hin zur Wut auf die Welt.

Dafür beschäftigte ich mich wieder, wurde gelassener, konnte meine Zeit geniessen. Und auf einen Espresso zu meiner Frau.

Die Ehe ist wie ein langes schweres Essen. Und am Schluss kommt das leichte süsse Dessert. So habe ich mir das vorgestellt. Und unsere Ehe war in der Tat belastet von vielen Aufgaben, schweren Aufgaben. Aber wo bleibt jetzt das Dessert?

Kochen musst du selbst. Auch das Dessert.

Zurzeit kochen wir manchmal wieder zusammen. Und es schmeckt jedes Mal.